

# Ein Evangelium der Verzweiflung

Autor(en): **Ragaz, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **7 (1913)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133014>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Ein Evangelium der Verzweiflung.

**I**n der Zeitschrift: „Evangelisch-Sozial“, dem Organ des evangelisch-sozialen Kongresses, hat der als Verfasser einer in ihrer Art wertvollen Schrift über „Kirche und Sozialdemokratie“ bekannte Pfarrer Georg Liebster in Leipzig unter dem Titel „Soziale Weihnachten“ eine Betrachtung veröffentlicht, die wir zunächst vollständig wiedergeben:

„Im Simplizissimus wohl las ich einst einen Wis, bei dem sich mir das Herz zusammenkrampfte, wie ein armes kleines Kind seine Mutter fragte: „Mutter, warum kommt das Christkind immer bloß zu den Reichen; die haben doch schon so viel?“ Man muß sich das nötige Bild dazu denken, wie es die Zeichner des Simplizissimus so grausam zu zeichnen verstehen: Eine Stube, die von Schmutz und Elend starrt, Gesichter und Gestalten, die von Not und Armut verzerrt sind, durch das Fenster der Blick auf Paläste, hinter deren mächtigen Glasscheiben die Lichter der Weihnachtsbäume sichtbar werden.

Das Ganze ist ein grimmiger Hohn aufs Christentum. Dennoch bringe ich es nicht fertig, den Mann zu schelten, der diese Bosheit ersann. Er traf eine wunde Stelle. Es ist wahr, Weihnachten, das Fest der Liebe, läßt die Armen die ganze Last ihres Lebens fühlen. Während sie sonst stumpf in den Tag hineinleben, kommen sie sich als die Enterbten, Ausgestoßenen der Gesellschaft vor, wenn sie denken: „Jetzt ist im Borderhaus Jubel, jetzt schwimmen die Kinder der Reichen im Glück, und unsere Kinder sehen uns fragend an, ob wir gar nichts für sie haben.“

Voriges Jahr kam das Mißverhältnis nachträglich vielen zum Bewußtsein, als gerade in den Weihnachtstagen Hunderte von Insassen des Berliner Obdachlosenahls infolge von Genuß des berüchtigten Methylalkohols schwer erkrankten und ein großer Teil von ihnen starb. Die Massenvergiftung war gewiß ein Unglück, aber schwerer als der Tod dieser armen Menschen wiegt die Tatsache, daß es solche Scharen gebrochener Existenzen gibt. Während die in geordneten Verhältnissen lebenden Bürger mit ihren Familien traulich beisammen saßen und Weihnachtslieder sangen, standen jene in der Destille und tranken sich einen qualvollen Tod an.

Kann das je anders werden? Unsere Antwort lautet rund heraus: Nein. Vielleicht werden die Zustände etwas gemildert, aber im Grund bleiben die Menschen, wie sie sind und wie sie waren, hartherzig die einen und leichtsinnig die andern. Auf ein Reich Gottes auf Erden zu hoffen, überlassen wir unseren Freunden in der Schweiz, den Religiös-Sozialen; wir sind mit solcher Schwärmerei fertig.

Aber wozu decken wir das Elend auf, wenn wir's doch nicht beseitigen können? Aus zwei Gründen, einmal, daß wir's nach Möglichkeit lindern, und sodann, daß wir unsere Herzen lernen einzutauchen in das tiefe Leid der Welt. Die Linderung erfolgt schon, wenn auch noch ganz ungenügend, von seiten der Christen, aber vor der zweiten Pflicht scheuen die meisten zurück und halten sich lieber die Augen zu, um nicht sehen zu müssen, wie es auf der Welt zugeht.

Freilich wird man uns sentimental und gefühlsw weich schelten, wird uns vorwerfen, wir scheuten vor glaubensvoller Tat ängstlich zurück. Lassen wir sie reden! Es ist eine religiöse Tat, wenn wir uns der Offenbarung der Härte Gottes nicht entziehen, sondern wenn wir in der Tiefe unseres Gemütes mit leiden, wenn wir die Schwere des Schicksals von Tausenden auch auf uns drücken lassen.

Gerade zu Weihnachten mangelt es viel an solchem religiös-sozialen Sich-versenken in die Not. Ueber der Freude der Hirten vergißt man gewöhnlich das Leid der armen Wöchnerin, die nicht weiß, wo sie mit ihrem Kinde niederkommen soll.

Wir wollen nicht mit Freigebigkeit unser Gewissen beruhigen. Wir sind den Armen mehr schuldig als Almosen. Sie sollen ahnen und fühlen, daß wir mit ihnen tragen. Vielleicht geht darüber ihnen ein Sternlein auf, daß sie sich entschließen, mit uns nach Bethlehem zu wandern.“

Wir möchten uns gerne damit begnügen, diese seltsame Aeußerung einfach wiederzugeben und unsern Lesern überlassen, darüber ihre Bemerkungen zu machen. Auch können wir uns denken, daß der Verfasser dafür nicht nur von Freunden und Gegnern Vorwürfe erhalten, sondern sich auch selbst solche gemacht hat. In einem solchen Falle meint ja leicht auch jeder elendeste Tropf, er müsse auch noch herzulassen und seinen Streich tun, weil die Gelegenheit so schön sei. An einem solchen Schauspiel beteiligen wir uns nicht. Wenn wir dennoch auf diese Aeußerung antworten, so geschieht es einmal, weil es als Vornehmthuerei erscheinen könnte, falls wir sie mit Stillschweigen übergingen, sodann, weil sie in ihrer Art sehr lehrreich ist.

Es ist allerdings ein höchst betrübendes Dokument. Da steht ja alles geschrieben, als Bekenntnis eines bedeutenden Theologen, was die Sozialdemokratie dem Christentum vorwirft. Und das sagt im Organ des evangelisch-sozialen Kongresses ein Führer jener sächsischen Evangelisch-Sozialen, die uns Schweizern am nächsten zu stehen schienen! „Wenn solches am grünen Holze geschieht, was soll denn am dürrer werden?“ Diese sächsischen Evangelisch-Sozialen wollen durch religiöse Diskussionsabende die Sozialdemokratie gewinnen! Wenn sie diesen nichts Anderes zu sagen haben, werden sie sicherlich nicht viel ausrichten.

Wir wollen uns trotz der nicht gerade feinen Art, womit Liebster uns Schweizer behandelt und trotz der Empörung, die seine ganze Denkweise wohl in uns erwecken könnte, doch Mühe geben, ihn richtig zu verstehen. Was will Liebster sagen? Er schreibt eine Weihnachtsandacht, sogar eine „soziale“! Da läge es nahe, den Menschen die gute Botschaft zu verkündigen, daß es eine Erlösung von Not und Jammer gebe. Nein, sagt Liebster, die gibt es nicht. Daran zu glauben, überläßt er den Schweizer Religiös-Sozialen, seinen „Freunden“, er selbst ist mit solcher Schwärmerei fertig. Was ist denn seine Botschaft? Daß wir uns in die Not der Mitmenschen, diese „Offenbarung der Härte Gottes“ versenken. Schön; das aber hat doch wohl nur dann einen Sinn, wenn wir uns damit willig und fähig machen, diese Not überwinden zu helfen? Aber eine solche Ueberwindung gibt es ja für Liebster nicht; daran zu glauben, ist Schwärmerei. Aber die Not kann gemildert werden? Ein wenig ja, doch was hat dieses bisschen Milderung zu bedeuten? Es kann niemand vor Verzweiflung schützen. Wozu sich dann aber in die Not versenken? Soll das etwa ein Genuß sein, weil man sich seiner religiösen Errungenschaft freut, daß man über alle Schwärmerei hinaus ist? Soll die Erlangung dieses Genußes die „religiöse Tat“ sein? Denn Liebster wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß wir „Schwärmer“ uns etwa nicht in die Not unserer Brüder und Schwestern vertieften. Wir tun es aber, um ihnen zu helfen und wär's manchmal auch nur durch Mittragen. Aber Hilfe gibt es für ihn nicht, wenigstens in der Hauptsache nicht. Wozu also die Versenkung? Was hilft es den Leidenden, wenn Einer, der keine Hoffnung hat, mit ihnen leidet? Er soll seines

Weges gehen, sie sind ihrer selbst viele genug. Was hat ein sentimentales Mitleiden für einen Wert? Ahme man doch lieber die „Härte Gottes“ nach und wolle nicht besser sein als Gott selbst!

Aber was soll das denn eigentlich heißen: „Offenbarung der Härte Gottes?“ Soll es heißen, daß alle Not Strafe ist, also die Not des armen Volkes Strafe seiner Sünden? Dann wäre Liebster freilich mit seiner „religiösen Tat“ vom neuen ins alte Testament zurückgewichen, ja sogar über das alte Testament hinaus in das roheste Heidentum hinein. Denn weder „Moses“ noch die Propheten halten Armut und Not einfach für eine Strafe Gottes. Oder sie ist vielleicht von Gott zur Erziehung der Menschen verhängt? Wenn diese jedoch nichts nützt, ist denn Gott nicht ein Tor? Aber die Großen der Bibel halten die Armut und die damit zusammenhängende Not überhaupt nicht für ein Werk Gottes. Sie halten sie vielmehr für eine Folge der Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit der Menschen. Diese Not ist nicht eine Offenbarung der Härte Gottes, sondern der Härte der Menschen. Das sollte ein evangelisch-sozialer Pfarrer einer Großstadt wissen. Er sollte wissen, daß die Wohnungsnot, welche Auflösung des Familienlebens, Alkoholismus und anderes Elend erzeugt, nicht Gott zugeschoben werden darf, sondern im Gegenteil der Verletzung seiner deutlichen Ordnungen durch Ausbeutung des Bodens für den Mammon. Wenn er diese offenkundigen Beziehungen nicht sieht, die wir sehr wohl sehen, und dafür von „Härte Gottes“ redet, wer ist dann ein Wirklichkeitsmensch, er oder wir? Oder sollte es überhaupt keine menschliche Schuld und Verantwortlichkeit geben? Meint Liebster etwa gar, sich für eine solche Denkweise auf Luther berufen zu dürfen? Dann möchten wir ihn doch bitten, dessen Schriften „An den christlichen Adel deutscher Nation“ und „Ueber Kaufhandlung und Wucher“, ferner seinen „Großen Katechismus“ noch einmal zu lesen. Dort steht sehr klar zu lesen, daß Luther zwischen der Härte Gottes und der Härte der Menschen zu unterscheiden weiß. Oder sollte Liebster unter „Härte Gottes“ etwas anderes verstehen? Was denn?

Nach alledem muß es fast als Ironie erscheinen, wenn Liebster am Schlusse erwartet, daß den Armen darob „ein Sternlein aufgeht, daß sie sich entschließen, mit uns nach Bethlehem zu wandern.“ Was sollen sie denn in Bethlehem erfahren? Offenbar nur das Eine, daß es keine Hilfe gibt für Not und Jammer der Erde, daß alles bleibt, wie es immer gewesen ist. Denn das wird Liebster doch wohl auch ihnen nicht verschweigen, daß dieser Jesus von Nazareth ein Schwärmer war, der an ein Reich Gottes auf Erden glaubte, daß er selbst aber über diese Schwärmerei Jesu längst hinaus sei, wie jeder wohl gebildete moderne Theologe.

Doch nein, wir tun Liebster Unrecht. Er hat einen Trost; wir wollen es wenigstens annehmen: er kann auf das Jenseits vertrösten. Freilich sagt er das nicht ausdrücklich, aber das muß seine Meinung sein; denn sonst wäre ja der Stern von Bethlehem vollends

ein blutiger Hohn. Aber warum das denn nicht offen sagen? Warum nicht sagen: „Nur Eins bleibt euch Armen übrig: daß ihr auf den Himmel hoffet und in dieser Hoffnung die Leiden des Diesseits geduldig ertraget.“ Warum sagt Liebster das nicht? Es ist nicht schwer zu erraten, warum: Er sagt es nicht, weil er wohl weiß, daß dann der Titel „Soziale Weihnachten“ und das Evangelisch-Sozial ein „Unsinn“ würde. Denn für eine solche Denkweise kann eine Verbesserung irdischer Zustände keinen Wert haben. Er sagt es aber auch nicht, weil er wohl spürt, daß man so etwas heute nicht sagen kann. Wo ist denn heute die gewaltige Ewigkeitsgewißheit, die damit vorausgesetzt ist? Besitzt Liebster sie? Dann lasse er sie uns bald gewaltig spüren; er ist es uns schuldig. Doch auch abgesehen davon: wir können heute nicht mehr so denken. Wenn wir Gottes Macht und Kraft nicht hienieden spüren können, dann glauben wir auch nicht an ein Jenseits des Grabes. Wenn wir aber Gottes Macht und Kraft spüren, dann wissen wir auch, daß dieser Gott auch die irdischen Zustände verändern kann, wie er sie denn auch schon bisher verändert hat. Oder hat Jesus denn nichts geändert auf Erden? Ich glaube freilich, wie alle mir bekannten „Religiös-Sozialen“, auch an ein Leben, das über den Tod hinausgeht, an ein „jenseitiges“ Reich Gottes, aber nur, weil ich an den Gott glaube, der auch im Diesseits schöpferisch am Werke ist.

Es ist eine ganz oberflächliche Täuschung, zu meinen, der Glaube an ein weltumgestaltendes Wirken Gottes sei Schwärmerei, nehme etwas Unmögliches an, aber der Glaube, daß Gott den Tod überwinden und jenseits des Todes eine Welt des Lebens schaffen könne, sei etwas ganz „Berenünftiges“. Die Sache verhält sich doch wohl so, daß der Glaube an das „Jenseits“ sicherer scheint, weil niemand uns beweisen kann, daß er unrecht habe, während der Glaube an das Kommen des Gottesreiches auf Erden uns freilich vor die Möglichkeit stellt, daß er des Irrtums überführt werde und insofern ein gewaltiges Wagnis ist. Darum ist entweder der Jenseitsglaube eine Flucht in ein Asyl der Bequemlichkeit oder er muß mit dem Diesseitiglauben verbunden sein. Denn er traut, falls er wirklich echt und ernsthaft ist, Gott noch viel Größeres zu, als der Glaube an das Kommen des Reiches auf die Erde. Wer aber Gott das Größere wirklich zutraut — was wir an unserem Teile auch tun — warum sollte er ihm das Kleinere nicht zutrauen? Kommt er, wenn er dieses nicht tut, nicht in den Verdacht, daß er auch jenes nicht im vollen Ernste tue?

Nein, es gibt hier keinen Ausweg: entweder muß man sich entschließen, den Glauben an den lebendigen Gott aufzugeben oder man muß ihm zutrauen, daß er Macht habe, die Weihnachtsbotschaft auch für die Erde wahr zu machen.

Dieses Entweder — Oder wird durch Liebsters Aeußerung klar herausgestellt. Das ist ihre Bedeutsamkeit und ihr großes Verdienst. Es ist unmöglich, an dieser Stelle

stehen zu bleiben. Da aber Liebsters Denkweise von vielen Theologen und Christen geteilt wird, und gerade auch von vielen Evangelisch-Sozialen, so könnte der vollständige Schiffbruch dieses Versuches, sie auf Weihnachten anzuwenden, ihnen allen die Augen öffnen. Es gilt für uns Alle, zu wählen: entweder kein Weihnachtsevangelium mehr haben oder denn als einen notwendigen Bestandteil dieses Evangeliums auch die Hoffnung für die Erde verkündigen.

Noch etwas Anderes, Wichtiges könnte bei diesem Anlaß gelernt werden. Daß Liebsters Denkweise ein künstliches Gebilde ist, muß jedem einleuchten. So denkt kein einfaches Christengemüt, so kann nur ein Theologe denken. Wie wäre es, wenn wir von unseren theologischen Künsten ein wenig abkamen und weniger Gewicht auf interessante Wendungen legten? Brauchten wir dann wohl noch solche Diskussionen?

Ich bin ausführlicher geworden als ich beabsichtigte, vielleicht auch eifriger, als ich erwartete, aber es handelt sich auch um grundsätzlich wichtige, ins Tiefste greifende Dinge. Ich achte Liebster als einen tapferen und unabhängigen Mann, der tatsächlich viel Liebe, auch viel Verständnis für das Volk hat. Die Schärfe meiner Bemerkungen gilt daher nicht seiner Person, sondern seiner Theorie, von der ich hoffe, daß sie für ihn nicht endgültig sei. Im Uebrigen wiederhole ich: seine Aeußerung stellt uns so deutlich als möglich vor ein Entweder — Oder!

L. Ragaz.

## Rundschau.

**A**ußere Umstände haben es verschuldet, daß erst heute hier vom **22. Evangelisch-sozialen Kongress** in Essen gesprochen wird. Mit Interesse und reichem Gewinn haben manche von uns von jeher die Verhandlungen dieses Kongresses, in dem die feinsten Köpfe des evangelischen Deutschland sich zu den sozialen Fragen äußern, verfolgt. Die Themata sind immer aktuell und Rede und Gegenrede tragen viel zur Klärung der Anschauungen und Festigung der Ueberzeugungen bei. Aber gerade als warme Freunde des Kongresses haben wir in den letzten Jahren mit Bedauern eine gewisse Verkapselung in den wirtschaftlichen und politischen Liberalismus wahrgenommen, die, gewiß ungewollt und für viele Mitglieder des Kongresses unbewußt, sich vollzogen hat. Der Kongreß steht nicht mehr über den Parteien und ist namentlich in der Sozialpolitik von einer nach unserm Gefühl zu vornehmen Zurückhaltung. Das bewiesen aufs neue die ersten Referate über „Staatssozialismus und Individualismus“. Sehr wissenschaftlich, sehr vorsichtig wurde definiert, das Für und Wider erwogen und jedermann stand schließlich unter dem Eindruck, daß der Staatssozialismus den beiden Herren Referenten unsympatisch sei; aber darum handelt es sich doch an einem evangelisch-sozialen Kongreß nicht. Da hätte doch mit ganzer Wucht betont werden sollen,